

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 19 (1943-1944)

Heft: 18

Artikel: Soldat und Zivilberuf : Gedanken eines Wehrmanns bei der Heimkehr aus dem 6. Ablösungsdienst [Fortsetzung]

Autor: Stoker, H.G.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-710266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Soldat und Zivilberuf

(Fortsetzung.)

Gedanken eines Wehrmanns bei der Heimkehr aus dem 6. Ablösungsdienst

Von H. G. Stokar.

7. Fragen der Führung.

Nun bin ich wohl schon in den Augen manches Lesers in den Geruch gekommen, ein Anhänger des dem Schweizer so verpönten Führersystems zu sein. Gemach! Seien wir uns aufs erste einmal ganz klar darüber, daß es immer arme und reiche, begabte und geistig schwache, willensstarke und führungsbedürftige Menschen, Hoch und Niedrig, Oben und Unten gegeben hat und geben wird. Das ist nicht etwas künstlich von Menschen Gemachtes, sondern entspricht den ewigen Gesetzen der Weltordnung. Es hängt bestimmt auch damit zusammen, daß zwar der Mensch den Gesetzen der äußerlich wahrnehmbaren Natur untersteht, daß er aber einen ewigen geistigen Wesenskern hat, der auf eine übersinnliche Existenz hinweist. Derartige Wahrheiten müssen Bestandteil der Weltanschauung werden zum mindesten für diejenigen, welche sich berufen fühlen, ihrem Volke irgendwie als Führer zu dienen. Sie sind aber auch notwendig für die Geführten, damit sie den Sinn ihrer menschlichen Bestimmung erkennen, sich innerlich damit abfinden, Ja sagen können zu ihrem Schicksal. Das gibt dann die positive, beglückende Haltung dem Leben gegenüber, jene eiserne Stärke in allen Stürmen. Das ist das tiefste Geheimnis der Disziplin im Heer, welche so Gewaltiges vor uns hat erstehen lassen. Das will nun nicht heißen, daß wir ins Horn der «Reaktionäre» blasen, den Arbeiter noch mehr versklaven möchten. Im Grunde genommen ist es gar nicht sturer Oppositionsgeist gegen die Wirtschaftsführung, die eine weitgehende Arbeitsverdrossenheit hervorgerufen hat. Vielmehr ist die Diskrepanz zwischen den Errungenschaften der Technik und der im Geschäftsleben herrschenden sozialen Gesinnung verantwortlich für jene Reibungen. Und dann auch ein unbestimmtes Etwas, das die Maschine an sich hat, etwas den Menschen Aussaugendes, dem bewußt entgegengearbeitet werden muß. Nun aber zur Frage der Führung zurückkehrend, mache ich die Beobachtung, daß die Wirtschaft in letzter Zeit ein zunehmendes Interesse zeigt für die Technik der Organisation im Heerwesen. Man befaßt sich mit dem Problem «Kommandant und Stab». Vgl. Dr. Chr. Gasser: Arbeitsteilung und Zusammenarbeit in ihren organisatorischen Formen. (Polygr. Verlag, Zürich.) Gasser, selber im Dienst einfacher Chauffeursoldat, im bürgerlichen Leben Versicherungsdirektor, schildert sehr klar die Grundsätze der erfolgreichen Führung nach dem Vorbild des militärischen Kommandanten und seines Stabes. «Staff and line», Stab und Linie, sind Begriffe geworden auch für den Wirtschaftsführer. Der Präsident, Delegierte, Generaldirektor ist der Kommandant, der entscheidet auf Grund der Vorarbeiten seines Sekretariates (Stabes), seiner Dienstchefs als kompetenten Spezialisten. Je inniger das menschliche Verstehen, die innere Verbundenheit der Offiziere eines Stabes ist, die, wie der große Generalstäbler von Seekt es vorlebte, in aller Stille und Selbstlosigkeit für den Kommandanten alles einsetzen, ohne je auch nur genannt zu werden, um so erfolgreicher werden die Entschlüsse des Chefs sein, die Befehle an die Unterführer, die Direktoren, deren Dienstchefs ihrerseits wieder in direkter Verbindung in Fachfragen mit den Offizieren des vorgesetzten Stabes stehen. Das sind vorbildliche Kompetenzausscheidungen, das ist die lang erstrebte Zentralisation der Funktionen, Zusammenfassung von grundlichem Fachwissen in der Hand der verantwortungsvollen Führung. Man hört auch höhere Offiziere an über Probleme der Entschlußfassung. Man vergleicht die Anforderungen, die an den militärischen Führer gestellt werden, mit denjenigen, denen der Wirtschaftsführer sich gegenüber sieht. Man be-

ginnt zu begreifen, daß in der vor uns liegenden Uebergangszeit wie vom Heerführer im Kireg, auch vom Wirtschaftsführer mehr und mehr Entschlüsse gefaßt werden müssen auf Grund von ungenügenden, unklaren Nachrichten . . . Man stellt vielfach fest, daß bei uns in der Schweiz eine erstaunlich große Zahl von höhern Offizieren auch in der Wirtschaft mit Erfolg Kommandostellen innehaben. Daß diese beiden Tätigkeiten einander merkwürdig befruchten. Diese Wechselbeziehungen sind aber nicht nur bei hohen Chargen vorhanden, sondern auch beim Korporal und Werkmeister. Sie tragen sehr viel bei zu unserer Ertüchtigung auch im Blick auf die Feuerproben der Nachkriegszeit, wenn die Schweiz unter ganz neuen Verhältnissen wieder ihren Platz in der Weltwirtschaft sich erkämpfen muß. Wills Gott nicht im Kampf aller gegen alle, sondern in einer planmäßig ausgebauten, weltumspannenden Gesamtorganisation, die zu erhoffen man im Blick auf eine Reihe ermutigender Symptome wohl wagen darf.

8. Die Versorgung des Soldaten.

Der Soldat hat keine elementaren wirtschaftlichen Sorgen mehr. Das war nicht immer so. Heute darf man sagen, daß das Land für ihn und die Seinen sorgt in einem Ausmaß, wie man das vor wenigen Jahren noch nicht für möglich gehalten hätte. Dieses Geborgensein trägt naturgemäß viel bei zur soldatischen Leistung. Wenn man im Dienst ist, fühlt man sich für eine längere Spanne Zeit den Sorgen des Alltags entrückt, man empfindet das als eine Art Ferien. Täglich ist der Tisch gedeckt. Zwar nicht fürsüchlich, wenn auch für die meisten mindestens so reichhaltig und bekömmlich wie zu Hause. Kleidung und Obdach sind äußerst einfach, der harten Lebenshaltung des Soldaten entsprechend, aber zweckmäßig, genügend. Das will nicht heißen, daß diese Versorgung immer klappen müßte oder könnte. Oft kommt es vor, daß gerade eine Periode äußerster Anforderungen an die körperlichen, seelischen, und bei manchen Chargen auch geistigen Kräfte zusammenfällt mit einem Versagen der Versorgung mit Nahrung und Obdach. Aber gerade weil das Ausnahmen sind, und weil der Soldat weiß, daß diese auch beitragen zu seiner Ertüchtigung auf das Endziel hin, den Erfolg im Krieg, so erträgt er diese Strapazen mit Gleichmut.

Im zivilen Berufsleben ist es anders. Ungezählte Volksgenossen können nie ganz frei sein von der Furcht vor dem Verlust ihrer materiellen Existenzgrundlage. Wenn man an die Zeiten zurückdenkt, da wir 100 000 Arbeitslose in der Schweiz zählten, dann kommt uns die Bedeutung dieses Problems so recht zum Bewußtsein. Wohl haben wir noch niemanden buchstäblich verhungern lassen. Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. Wie diese Arbeitslosen, und gerade die besten unter ihnen, seelisch gelitten haben unter dem Bewußtsein, für rechte Arbeit nicht mehr gebraucht zu werden, dafür almosengenössig, von einem blinden Schicksal aus dem Beruf hinausgeworfen zu sein, das läßt uns verstehen, wie viele Männer von Zeit zu Zeit immer wieder von dieser Angst gepackt werden, oder wie in England, wo vor dem Krieg Leute mit 12 arbeitslosen Jahren zu Tausenden angetroffen werden konnten, weite Volkskreise immer mehr Angst bekommen vor dem Frieden . . . Wohl reicht man Initiativen ein für das Recht auf Arbeit, wohl sind diesmal umfassende Pläne da, um jedem Schweizer Arbeit und Brot zu geben, aber es geht um mehr, um eine neue, gerechtere Wirtschaftsordnung. Die menschliche Arbeit muß wieder geädelt werden. Sie darf keine Ware mehr sein, deren Preis dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterliegt. Nach

moderner Auffassung ist es, genau wie im Dienst, Sache der Allgemeinheit, dafür zu sorgen, daß jeder arbeitende Schweizer als Voraussetzung seiner Eingliederung in die Wirtschaft einen Lohn erhält, der ihm und den Seinen eine menschenwürdige Existenz ermöglicht und daß er durch versicherungstechnische Einrichtungen im Alter einigermaßen versorgt und im übrigen vor den wirtschaftlichen Folgen von Schicksalsschlägen geschützt werde, deren Bewältigung seine auf sich allein gestützten Kräfte übersteigen müßte. Wir sind in dieser Hinsicht schon erfreulich weit gekommen, aber wichtige Lücken sind noch zu schließen. Ich bin der Ueberzeugung, daß ein tragbarer Ausbau der Sozialversicherung auch unsere Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland heben wird. Denn der Werkfätige, der den primitivsten Sorgen enthoben

ist, wird Höchstleistungen vollbringen, die denen nicht nachstehen, die wir im Militärdienst konstatiert haben. Und er wird einen Leistungslohn verdienen, der die Aufrechterhaltung eines erfreulichen Lebensstandards ermöglichen wird. Alle diese Forderungen sind erfüllbar. Sie stellen zum Teil hohe, aber durchaus realisierbare Ansprüche an Organisationstalent, Gerechtigkeitsgefühl, Verantwortung für das Volksganze. Ein Bahnbrecher nach dieser Richtung war die segensreiche Lohnausgleichskasse. Er stimmt verheißungsvoll, gerade weil er im militärischen Sektor entstanden ist, und das Prinzip der Ausgleichskassen ist ausbaufähig nach den verschiedensten Richtungen hin. (Es bestehen zur Zeit schon 55 Preisausgleichskassen, die viel zur Bekämpfung der Teuerung beitragen.)

Nur wer den Glauben hat

Von Heinz Kreis.

Nur wer den Glauben hat, kann Sieger sein ...
So wollen wir das Helmband fester binden,
den Blick nach vorne, woll'n wir das Gewehr
entschlossener in unsern Fäusten tragen
und vor dem dunklen Schicksal nicht verzagen,
das drohend steht und wartet ringsumher:
es wird uns niemals bang und feige finden!

Laßt enger schließen uns die grauen Reih'n!
Den herben Pflichten und den trüben Sorgen,
deren Gewicht sich schwer uns auferlegt,
müssen wir unsre Kraft entgegenstemmen,
und unsern Marsch darf keine Schwäche hemmen,
denn einzig unser hartes Wollen trägt
des Vaterlandes Freiheit und das Morgen. —

Nur wer den Glauben hat, kann Sieger sein.
Hör, Kamerad, den Wind in unsern Fahnen,
sein Lied besingt die Taten unsrer Ahnen
und geht mit uns in unsern Kampf hinein!

Silvesterurlaub

Wieso habe ich mich eigentlich auf den Urlaub gefreut? Weiß ja gar nicht, wo und wie ich ihn verbringen soll. Es war mir doch eigentlich am wohlsten droben in der Festung, wo ich nun ein gut halb Jahr freiwillig zugebracht.

Niemand weiß, warum ich mich dort vergraben, warum ich mich freiwillig zum Festungsdienst gemeldet. Ganz einfach darum, weil ich weg wollte von zu Hause. Hatte mich mit den Eltern überworfen, damals, bevor ich weglief.

Ach was, nichtige Gründe führten zur Entzweiung, zur Hauptsache wohl der Umstand, daß meine eigenen und des Vaters Ansichten weit auseinander klafften. Welcher Sohn kennt sie nicht, die Auseinandersetzungen zwischen Alt und Jung, die dem einen Teil graue Haare wachsen lassen und den andern von zu Hause fortreiben.

Urlaub. Das Wort hat mich gelockt. Man hatte die Wahl zwischen Weihnachten und Neujahr. Ich wählte letzteres, dachte mir, daß ich am Silvester sicher Kameraden treffen werde, mit denen sich durchbummeln läßt, ins neue Jahr hinüber.

Nun schlendere ich durch die Straßen der Stadt, die mich wieder in ihren Bann gezogen, die Freude des Wiedersehens aber fehlt. Denn ich zwingen meine Füße, vom Pfad, den sie gewohnheitsmäßig beschreiten wollen, abzuweichen.

Dort links liegt das Haus der Eltern. Soll ich heim? Wozu auch? Hat man mich dort nicht schwer beleidigt? Wie dumm aber, hier zu stehen und nicht zu wissen, wohin. Und dabei würden sie sich bestimmt freuen, wenn ich so hereingeschneit käme, denn, mag geschehen sein, was will, auf ihren Soldaten sind sie stolz.

Nein, so weit werde ich mich nicht demütigen, ich liebe es nun einmal nicht, zu Kreuze zu kriechen. Man soll mich heimrufen, wenn man Sehnsucht nach mir emp-

findet, ich verstehe zu warten. Soll links liegen bleiben, das Haus.

Langsam dämmert der Abend herein, Neonreklamen blitzen auf, Menschen hasten durch die Straßen. Wie so ganz anders als die Abende dort oben in der einsamen Bergwelt. Jene liebste Stunde des Tages, wenn die Sonne hinter den Bergen verschwindet und man den seltsamsten Gedanken nachhängt. Wenn Paul philosophiert.

Paul. Wie hat er gestern gesagt? Wir warten alle auf den Frieden, aber der Friede kommt nicht über die Welt, bevor im «kleinen» Frieden herrscht, von einem Menschen zum andern, in der Familie.

Wüßte Paul, daß ich nicht zu Hause bin! Musik dringt an mein Ohr, aufpeffernde, lebendige Jazzrhythmen. Sie entsteigen meinem ehemaligen Stammcafé, dort saß ich jeweils mit Kurt, dem Freund.

Teufel, daß mir das erst jetzt in den Sinn kommt! Natürlich, zu Kurt werde ich gehen, werde ihm die Hand auf die Schulter schlagen und wir feiern Wiedersehen. Wie er sich freuen wird, mich zu treffen. Schließlich waren wir unzertrennliche Freunde.

Dichte Rauchschwaden hängen im Raum, trübes Licht beleuchtet trübe Jahrsbrüder an trüben Tischen und der Lautsprecher krächzt ekelhaft laut und aufdringlich. In der hintersten Ecke hockt Kurt und knallt Trumppf auf die Tischplatte. Seine Stirn glänzt feucht, im Becher neben ihm schwimmt gelbes, abgestandenes Bier.

«Servus Kurt, altes Haus», begrüße ich ihn und strenge mich verzweifelt an, Fröhlichkeit zu heucheln. Die Hand saust nicht auf seine Schulter, sie vergräbt sich tief in die Kaputtasche.

«Du da?» glotzt er mich an, «ich glaubte, Du bist im Dienst — Trumppf!» Nicht einmal einen Stuhl schiebt er mir hin, zu sehr nimmt ihn das Spiel in Anspruch. Hoffentlich fällt es ihm nicht ein, mich seinen neuen Freunden vorzustellen, für alkoholfreie Schweinsäuglein hatte ich nie viel übrig.

«Ich möchte mit Dir plaudern, Kurt», sage ich und wundere mich, daß ich ihn darauf überhaupt erst aufmerksam machen muß. Unwillig über die Störung, sieht er einen Moment von den Karten auf.

«Selbstverständlich, plaudere nur, ich höre zu.» Drei Könige schmunzelt er an und sein Gesicht trägt genau dieselbe Farbe, wie das abgestandene Bier im Glas.

Bemerkt er überhaupt, daß ich den Kaput nicht einmal abziehe und mich am Nebentisch niederlasse? Kaum, denn er wird das Spiel gewinnen und den Schweinsäugleinbrüdern je zwanzig Rappen abnehmen.

Einsam hocke ich in meiner Ecke und brüte vor mich hin. Bis auf die chronischen Jasser sitzt kein Mensch mehr im Café, alle, die hier gewesen, haben sich heimwärts verzogen, im trauten Kreise Jahreswechsel zu feiern.

Fast wage ich es nicht einzugestehen, es steht aber fest und daran läßt sich nicht rütteln. Klein bin ich geworden und mit mir all meine Wünsche und Sehnsüchte. Nach einem einzigen, kleinen Raum sehne ich mich und einem einzigen Menschen, der ein klein wenig Liebe um sich verbreitet.

«Pfui Teufel», fluche ich laut und deutlich, erhebe mich und verlasse das heulende Jazzgeplärre. Giftiger als je beißt die Bise. Mantelkragen hochgeschlagen, laufe ich zu, der Straße entlang. «Freundschaft», denke ich, und spucke aus, «das ist sie nun. Pfui Teufel!»

Irgendwoher schlägt es zehn. Zwei Stunden noch. Ob es nicht doch besser ist, im alten Jahr mit dem alten abzuschließen und neu zu beginnen? Ob es nicht doch das beste ist, heimzugehen?

Treiben da nicht Schneeflocken in der Luft? Geheizter Raum tut not. Außerdem etwas Warmes in den Magen. Wirtshauskost? Erinnerst mich an Kurts Bier, ekelt mich an, mag ich nicht. Hotelzimmer? Höchste Potenz langweiliger Einsamkeit.

Jemand rempelt mich an. Daß die Leute